

FORSCHUNG.MACHT. PRAXIS.STARK.

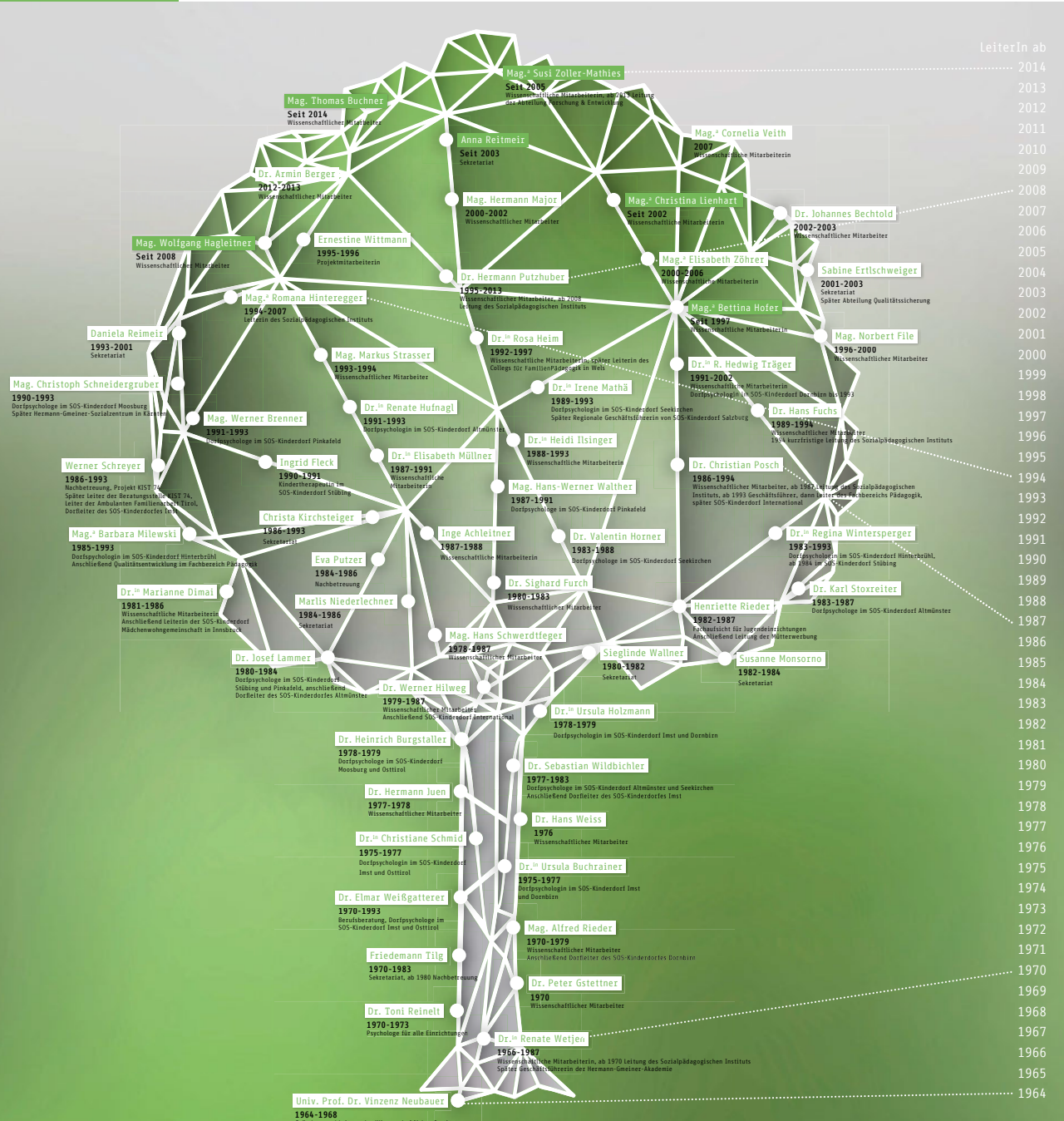
50 Jahre wissenschaftliches Arbeiten bei SOS-Kinderdorf

Eine Festschrift



9. Dezember 2014

Hermann-Gmeiner-Akademie Innsbruck



LeiterIn ab
2014
2013
2012
2011
2010
2009
2008
2007
2006
2005
2004
2003
2002
2001
2000
1999
1998
1997
1996
1995
1994
1993
1992
1991
1990
1989
1988
1987
1986
1985
1984
1983
1982
1981
1980
1979
1978
1977
1976
1975
1974
1973
1972
1971
1970
1969
1968
1967
1966
1965
1964

Univ. Prof. Dr. Vinzenz Neubauer
1964-1968
Gründung und Leitung des Wissenschaftlichen Instituts

IMPRESSUM

Die Festschrift „FORSCHUNG.MACHT.PRAXIS.STARK“ ist die Dokumentation der 50-Jahr-Feier der Abteilung Forschung & Entwicklung (vormals SPI) am 9. Dezember 2014 in der Hermann-Gmeiner-Akademie in Innsbruck • Fachbereich Pädagogik • SOS-Kinderdorf • Stafflerstraße 10a • 6020 Innsbruck • Tel. +43(0)512/5918-319 • E-Mail: susi.zoller-mathies@sos-kd.org • www.sos-kinderdorf.at/fue. Für den Inhalt verantwortlich: Susi Zoller-Mathies. Textkorrektur: Anna Reitmeir. Fotos: Christina Lienhart. Grafik: Jack Fleischer, www.mittelpunkt.at. Druck: Raggl Druck. Juni 2015. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT

2 Impressum

4 Einführung

*Susi Zoller-Mathies
Leitung Forschung & Entwicklung*

6 Renate Wetjen

Leiterin SPI 1970-1987

10 Christian Posch

Leiter SPI 1987-1994

12 Romana Hinteregger

Leiterin SPI 1994-2007

14 Impressionen

von der Jubiläumsfeier

18 Bettina Hofer

*beleuchtet die Leitungsjahre von
Herrmann Putzhuber[†] 2008-2013*

21 Klaus Wolf

*Herausforderungen für die Forschung
im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe*

„WENN DER WIND DER VERÄNDERUNG WEHT, BAUEN DIE EINEN MAUERN UND DIE ANDEREN WINDMÜHLEN.“

(chinesisches Sprichwort)



Susi Zoller-Mathies

Leitung Forschung & Entwicklung seit 2013

Diese 50-Jahr-Feier war eigentlich recht kurzfristig geplant. Umso schöner war es, dass sich alle MitarbeiterInnen der Abteilung Forschung & Entwicklung beteiligen konnten, wir einige Mitglieder des Führungsteams von SOS-Kinderdorf begrüßen durften, sowie einige ehemalige MitarbeiterInnen und LeiterInnen des Sozialpädagogischen Instituts (SPI, heute Abteilung Forschung & Entwicklung), weitere MitarbeiterInnen von SOS-Kinderdorf, Menschen aus den Nahbereichen unserer Abteilung, aus der Politik, der Kinder- und Jugendhilfe, von anderen Trägern etc. und einfach nur FreundInnen.

Warum überhaupt feiern? Zumal die 50-Jahre schon etwas geschwindelt sind. Die Abteilung, wie sie heute ist, war zahlreichen Veränderungen unterworfen und besteht dennoch auch heute und ist wichtiger Bestandteil der Arbeit von SOS-Kinderdorf.

1964 wurde das Wissenschaftliche Institut von SOS-Kinderdorf International von Dr. Neubauer (†) gegründet, dann von Frau Dr.ⁱⁿ Wetjen übernommen und umbenannt in Sozialpädagogisches Institut, dann von Dr. Christian Posch und Mag.^a Romana Hinteregger, die alle drei bei der Veranstaltung gesprochen haben (siehe später im Text) und dann von Hermann Putzhuber (†), der leider vor fast 2 Jahren an einer Krebserkrankung verstorben ist, geleitet.

Die Veränderung vom Sozialpädagogischen Institut hin zur Abteilung Forschung & Entwicklung hat auch gravierende Veränderungen im Konzept nach sich gezogen. Aus meiner Sicht sollte diese Veranstaltung über das Ritual des Feierns **Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft** einen. Damit soll „Neues“ entstehen können. Es braucht das „Alte“, es muss „benannt“ werden, damit es seine Kraft im Künftigen entfalten kann.

Bei der 50-Jahr-Feier ging es also auch – wie sonst oft bei den von uns betreuten Kindern und Jugendlichen – um Übergänge. Wir wollen diese Übergänge bewusst begehen und gestalten, um dem Neuen gut begegnen zu können.

Was ist das Verbindende unserer Abteilung bei allen Veränderungen und Übergängen? Wir wollen die Situation von Kindern und Jugendlichen, die mit nachteiligen Bedingungen in ihrem Leben konfrontiert sind, mit einem kritisch wissenschaftlichen Blick beleuchten und verbessern.



So beschäftigen wir uns derzeit mit der Weiterentwicklung der SOS-Kinderdorf-Familie, der Jugendbetreuung bei SOS-Kinderdorf, den Chancen der von uns betreuten Kinder und Jugendlichen, mit Entwicklungen von Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe in der Vergangenheit und in der Zukunft, den Perspektiven junger Erwachsener, der Rückkehr ins Herkunftssystem, Familienstärkung und vielem mehr.



Linke Seite:
Bild oben: S. Zoller-Mathies
Bild unten: J. Aigner,
S. Zoller-Mathies, N. Mahnert

Rechte Seite:
Bild oben: E. Roßmann, C.
Weilharter, C. Moser (v.l.n.r.)
Bild unten: SOS-Kinderdorf-
MitarbeiterInnen

Heute sind wir allerdings mit einer unglaublichen Flut an Informationen im Wissenschaftsbetrieb konfrontiert. Es ist fast nicht mehr möglich „Ich weiß es nicht!“ zu sagen. Dies soll auch Teil unseres Selbstverständnisses sein: unsere Grenzen kennen, die Grenzen von Forschung & Entwicklung und wissen, wo man nachschauen kann, mit wem wir kooperieren können.



Im Fokus der Feier und des Handelns der Abteilung stehen die MitarbeiterInnen der Abteilung,

ExpertInnen auf vielen Gebieten der Kinder- und Jugendhilfe und angrenzender Disziplinen. Derzeit sind dies Mag. Thomas Buchner, Mag. Wolfgang Hagleitner, Mag.^a Bettina Hofer und Mag.^a Christina Lienhart als wissenschaftliche MitarbeiterInnen und Anna Reitmeir im Sekretariat. Ihnen gebührt Dank und Anerkennung für die geleistete und zukünftige Arbeit. Dank gebührt auch Mag.^a Elisabeth Hauser (Leiterin Fachbereich Pädagogik) für die uns entgegengebrachte Wertschätzung ihrerseits.

Mir bleibt nun, eine gute Lektüre bei den Rückblicken der ehemaligen LeiterInnen und bei der Vorausschau von Klaus Wolf (Universität Siegen) zu wünschen.

Und der Wunsch, mit allen Beteiligten Windmühlen zu bauen und keine Mauern.

Susi Zoller-Mathies

Ich möchte Sie recht herzlich in diesem Raum begrüßen, der für mich etwas sehr Vertrautes hat, in dem ich viele Jahre an Sitzungen teilgenommen, Tagungen geführt und vieles durchdiskutiert und erlebt habe.

15 Minuten für 20 Jahre Aufbauarbeit, Pionierarbeit, da geht es wirklich nur um Blitzlichter. Mehr kann es nicht sein. Ich möchte mich daher so rasch wie möglich auf mein Thema „Aus der Praxis für die Praxis“ konzentrieren, zuvor aber noch einen kurzen Vorlauf.

Renate Wetjen

Leiterin Sozialpädagogisches
Institut 1970 – 1987

1963 wurde SOS-Kinderdorf, vor allem der deutsche Verein, heftig vom Allgemeinen Fürsorgeerziehungstag, einer namhaften Institution im Rahmen der Fürsorgeerziehung in Deutschland, angegriffen und kritisiert. Der deutsche Verein hat darauf reagiert, dass er die Universität Tübingen, namentlich Prof. Andreas Flitner und Manfred Vollert, mit einer Studie über SOS-Kinderdorf beauftragt hat.

Die Antwort von Hermann Gmeiner in Österreich war die Gründung des Wissenschaftlichen Instituts von SOS-Kinderdorf International unter der Leitung von Prof. Vinzenz Neubauer.

Ich bin 1965 als Studentin dazugekommen, um die Kinderstatistik aufzubauen, damals noch mit Lochkarten (die ältere Generation kennt sie noch), Lochzange und Stab.

Von 1970 bis 1988 habe ich das Institut, das in Sozialpädagogisches Institut (SPI) umbenannt worden ist, geleitet. Danach habe ich versucht, eine Pädagogische Fachaufsicht (quasi Vorläufer der späteren Qualitätsentwicklung) zu installieren. Als dies nicht gelang, wechselte ich Anfang 1991 in die Hermann-Gmeiner-Akademie. Ende 1998 ging ich in Pension.

Zum Vorlauf noch etwas anderes. Wie war die Zeit damals? Manche von Ihnen können sich erinnern, was Hospitalismus heißt. Es waren diese Kinderheime mit den unsäglich verlassen Kindern, Babys, die in ihren Bettchen stundenlang hin- und herschaukelten, mit den Köpfchen gegen

die Gitterstäbe schlugen, die selten herausgenommen wurden, nicht einmal zum Füttern. Alles war weiß – Kleidung, Bettwäsche, Wände, Uniform der Pflegerinnen. Es gab wenige Spielsachen, keinen eigenen Besitz. Und es gab wenig Förderung, sodass diese Kinder oftmals entwicklungsmäßig weit hinter ihrer Altersgruppe aus Normalfamilien lagen. Nur wenige kannten eine normale Lebensumwelt.

Geschwister wurden nach Alter und Geschlecht getrennt untergebracht. Ich habe z. B. vier Geschwister ins SOS-Kinderdorf geholt, die in drei verschiedenen Häusern untergebracht waren. Der Jüngste schlief in einem Schlafrum mit 20 Betten, ohne Nachtkästchen, ohne Bilder, ohne ein Kuscheltier. Die Betreuerin schlief hinter einem Vorhang. Das sind Eindrücke, die mir geblieben sind. Es gab damals nur eine Erzieherischeule in ganz Österreich, und zwar in Baden bei Wien.

Für mich sind zwei andere Erinnerungen noch sehr präsent. Wir haben als Studenten mit unserer Professorin ein Kinderheim besucht. Da kamen Kinder auf uns zugelaufen, nahmen uns bei der Hand: „Bist du mein Papa? Bist du meine Mama? Nimmst du mich mit? Gehst du mit mir heim? Nimmst du mich mit nach Hause?“ Wir waren schockiert. Was passiert da?? Und ich habe ein anderes Bild: Ich bin im Gespräch mit einer Kinderdorfmutter in einem Kinderdorfhaus. Da fliegt die Haustüre auf, ein Bub kommt herein, schmeißt seine Schultasche in die Garderobe: „Griß die Mama. Kann ich einen Apfel haben? I geah wieder außi spielen.“ Zwei Bilder, die in sich eine ganz starke Aussage haben.

Dann der Einstieg in die Kinderdorfarbeit als Sozialpädagogin, nicht mehr als Statistikerin. Ich konnte mit meinen Mitarbeitern Neues entwickeln. Zuerst ging es ums Kennenlernen: Was ist SOS-Kinderdorf? Was ist eine SOS-Kinderdorf-Familie? Was brauchen die Familien, die Kinderdorfmütter und Kinder?

„Aus der Praxis für die Praxis!“ Wir boten verschiedene Formen der Beratung an: Erziehungsberatung, Berufsberatung, manchmal Lebens-



Renate Wetjen
Leiterin SPI 1970–1987

beratung für die Mütter. Wir entwickelten Fortbildungsprogramme – insbesondere in Richtung kindliche Entwicklung und Erziehung. Erste Zielgruppen waren die Kinderdorfmütter, später die LeiterInnen der pädagogischen Einrichtungen, die pädagogischen MitarbeiterInnen und ErzieherInnen.

Bei den Müttern ging es unter anderem auch um ein stärkeres demokratisches Verständnis und Selbstbewusstsein. Gmeiner hat sehr früh verlangt, dass jedes Kinderdorf eine Müttervertreterin wählt, die die Interessen der Mütter gegenüber den Dorfleitern und in den Vorständen wahrnimmt. Sie begleitete auch Kolleginnen bei kritischen Gesprächen mit der Dorfkommission, einem Gremium, das unter anderem für Personalentscheidungen zuständig war.

Für die Dorfleiter waren insbesondere Gesprächsführung, Führungsstile, Konfliktlösungsstrategien und Berufsbilder Themen der Tagungen und Fortbildungsseminare. Hinterfragt wurde auch immer wieder die Rolle als „väterliche Bezugsperson“. Wer bin ich für die Kinder? Wie erleben sie mich? Wie sehe ich mich selbst?

Für die Jugendhäuser, wie damals die Heime für jugendliche männliche Lehrlinge und Schüler aus SOS-Kinderdörfern genannt wurden, gab es gewisse Vorbilder durch die externen Schüler- und Lehrlingsheime und Internate. Für die Mädchen war aber 1966 eine offene Mädchenwohn-gemeinschaft in Innsbruck ein absolutes Novum. Eine Wohn-gemeinschaft für Mädchen, die dem Jugendamt unterstanden, in einem Wohn- und Bürohaus – unmöglich! Und das mitten in der

Stadt! Mit den Erfahrungen dieses Betreuungsmodells organisierte das SPI zusammen mit der Gründerin der Wohngemeinschaft die erste österreichweite Tagung für LeiterInnen von Fürsorgeerziehungsheimen. Die meisten Heime wurden noch als ‚geschlossene‘ Einrichtung geführt, mit Ausnahme des Mädchenheimes in der Spattstraße Linz, das damals als modernste Einrichtung Österreichs galt. Diese Tagung war ein überaus wichtiger Impuls für die Mädchenheimerziehung in Österreich.

Und dann gab es eine besondere pädagogische ‚Nische‘, die bisher eher vernachlässigt worden war.

Ein Beispiel: Ein 4-jähriges Kind wurde Zeuge, wie die Mutter sich unter den Zug geworfen hat. Das Kind kam mit seinen zwei Geschwistern ins SOS-Kinderdorf. Es war in der Familie unauffällig. Ich war beteiligt bei der Kinderaufnahme und habe die Kindergärtnerin – eine hochsensible, erfahrene Frau – gebeten, auf das Kind besonders aufzupassen. Innerhalb eines Jahres hat diese Frau mit einer unwahrscheinlichen Sensibilität und mit Hilfe einer Kindertherapeutin das Kind durch die Aufarbeitung seines Traumas mit teils dramatischen Ereignissen geführt. Dies war für uns Anlass, die Kindergärtnerinnen in den Kinderdörfern speziell für die Wahrnehmung und Begleitung traumatisierter Kinder zu schulen. Trotz ihrer beruflichen Ausbildung waren die Kindergärtnerinnen nicht auf Kinder aus Kinderdorffamilien vorbereitet, die besonders schwierige Lebenssituationen zu bewältigen haben.

Eine wesentliche Aufgabe des SPI (damals wie heute!) war die Kooperation mit den Jugendämtern. Ich hatte manchmal den Eindruck, dass eine Kindesabnahme oft auch mit einer Verurteilung der Eltern verbunden war. Die Kinder wurden oft weit weg von den Eltern untergebracht, um negativen Einfluss zu verhindern, aber auch um die Eingewöhnung in die Kinderdorffamilie zu erleichtern. Andererseits wurde das Kinderdorf manchmal als „Adoptionsreservoir“ gesehen, wenn Eltern ihr Kind zur Adoption freigaben und das Jugendamt eine Zahlungsverpflichtung loswerden konnte. Da wurde das Beziehungsnetz

der SOS-Kinderdorf-Familie plötzlich nicht mehr ernst genommen und Kindesabnahmen ohne Vorwarnung sanktioniert – heute unvorstellbar.

Ein Beispiel: Zwillinge in einer Familie. Sie kamen als 7-Monatskinder direkt vom Krankenhaus in die Familie. Nach zwei Jahren steht ohne Ankündigung ein ausländisches Ehepaar vor der Familie mit dem Bescheid des Jugendamtes, einen der Zwillinge als Adoptivkind mitnehmen zu können. Sie haben das Kind mitgenommen, und eine schwer traumatisierte Kinderdorffamilie zurückgelassen.

Ein anderes Beispiel ist besser ausgefallen. Ein 6-jähriges Kind ist von klein auf im Kinderdorf aufgewachsen. Kurz vor Schuleintritt wird es ohne Vorbereitung von der leiblichen Mutter abgeholt, um in deren Wohnort eingeschult zu werden. Das Kind hat sich verzweifelt gewehrt und wollte nicht mitgehen. Im Herbst habe ich mich mit dem Lehrer in Verbindung gesetzt. Von ihm erfuhr ich, dass das Kind größte Probleme hat, sich in den Schulalltag einzuordnen. Er hatte keine Ahnung von der Lebensgeschichte des Kindes. Durch seine Gespräche mit der leiblichen Mutter kam es zu einer freundschaftlichen Verständigung zwischen den beiden „Müttern“ und das Kind kam zur Ruhe.

Das war also wieder so ein Anlass – aus der Praxis für die Praxis. Hier in diesem Raum organisierten wir eine Tagung für österreichische JugendamtsleiterInnen, Oberfürsorgerinnen und Sprecherinnen der Sozialarbeiterinnen in den Bundesländern. Unter anderem konfrontierten wir die Sozialarbeiter in einer Art Rollenspiel mit der Situation einer SOS-Kinderdorf-Familie. Sozialarbeiterinnen übernahmen die Rolle der Kinderdorfmutter und sollten bis zu sieben Kinder mit verschiedenen Familiengeschichten aufnehmen. Auch eine Kindesrückführung war vorgesehen. Nur wenige TeilnehmerInnen hatten konkrete Vorstellungen über das Leben in einer SOS-Kinderdorf-Familie. Es sah wohl jede/r nur die Notwendigkeit, ein bestimmtes Kind unterzubringen. Die Betroffenheit der Tagungsteilnehmer war groß. Ich glaube, dass mit diesem Erfahrungsaustausch die weitere Kooperation wesentlich erleichtert wurde.

Wenige Jahre später befassten sich KollegInnen wissenschaftlich mit den Themen Fremdunterbringung von Kindern und Kindesrückführung.

Ein weiterer Aufgabenbereich war die Nachbetreuung, eine Art ‚Praxis‘ für uns SPI-MitarbeiterInnen. Ich erinnere mich, dass nahezu jede/r von uns im früheren SPI irgendwann einen Betreuungsfall hatte, ob das jetzt ein drogensüchtiger Jugendlicher war oder ein Mädchen am Rande der Prostitution oder arbeits- und wohnungslose Jugendliche aus SOS-Kinderdörfern. Wir haben alle viel gelernt und viel emotionales Lehrgeld gezahlt. Wir haben aber auch gemerkt, dass es für diese Aufgabe österreichweit eigene MitarbeiterInnen braucht, die sich dieser Aufgabe in Kooperation mit den pädagogischen Einrichtungen annehmen.

Inzwischen waren PsychologInnen angestellt worden, die in den Kinderdörfern Beratung und Therapie durchführten. Eine große Erleichterung für die Mütter, auch nach anfänglichem Unbehagen für die Dorfleiter. Die PsychologInnen waren im

SPI angestellt. Bald stellte sich dies als systemisch unhaltbar heraus. Ich war als Leiterin des SPI auch Mitglied der Dorfkommision und damit neben der Beratung auch kontrollierend tätig. Die KollegInnen wollten fachlichen Erfahrungsaustausch, aber ohne mich als Chefin. Diese systemische Auseinandersetzung und die zunehmende Autonomie der pädagogischen Einrichtungen führte zur Einsicht, dass die LeiterInnen selbst bestimmen sollen, welche psychologische Unterstützung sie für ihre Arbeit brauchen und dafür auch die Verantwortung übernehmen.

1989 übernahm Christian Posch die Leitung des SPI.

Zum Abschluss möchte ich ein großes Danke an meine Kolleginnen und Kollegen sagen, an alle MitarbeiterInnen, die mich begleitet haben und mit mir durch diese faszinierende Aufbauzeit gegangen sind.

Renate Wetjen

Liebe KollegInnen!
Sehr geehrte Damen und Herren!

Lieben Dank für die Einladung und der damit verbundenen Möglichkeit, ein paar Gedanken an euch zu adressieren. Ich finde es gut, fünfzig Jahre SPI zu feiern. Auf der Tagung „FAMILIE. MACHT.KINDER.STARK.“ hatte ich das angenehme Gefühl, das SPI ist nun dort, wo es meiner Meinung nach immer schon hingehört hat.

Besonders möchte ich mich bei meinen ehemaligen KollegInnen vom SPI bedanken, denn die Arbeit mit euch war für mich sehr bereichernd. Wir haben gemeinsam viel erreicht: Ich denke dabei vor allem an unsere erste öffentliche Tagung „Kinder im Mittelpunkt“. Es hat sehr viel Spass gemacht. Schön, dass es euch gibt!

Drei Punkte möchte ich Ihnen nahebringen:

- eine kleine Geschichte
- managen heißt AUCH, fachliche Erkenntnisse umsetzen
- Geld baut unserer Vorstellungskraft ein Gefängnis

1. Eine kleine Geschichte

Als ich drei/vier Wochen im SPI war, habe ich meiner Chefin – stellvertretend für die Organisation – einen kurzen Brief zum Thema Wissenschaft/Forschung geschrieben. Der Inhalt war ungefähr folgender: Wenn man Forschungsergebnisse veröffentlicht, dann passiert es auch, dass man kritisiert wird, und das ist sogar erwünscht. Der entstehende Dialog über die Ergebnisse erlaubt es, die pädagogische Praxis immer besser zu verstehen, um dann nachhaltiger für die Kinder/Jugendlichen arbeiten zu können.

Ich hoffe, das SPI arbeitet in diesem Sinne und mir gefällt was Ihr tut. Doch manchmal beschleicht mich das Gefühl – dieser Brief ist bis heute nicht in der SOS-Organisation angekommen. Warum? Dazu die zweite Überlegung.

2. Managen heißt AUCH, fachliche Erkenntnisse umsetzen

Es ist bekannt, dass die leiblichen Angehörigen sehr wichtig für den Identitätsfindungsprozess der Kinder/Jugendlichen sind. Man weiß verbrieft, dass eine entspannte Beziehung zu den leiblichen Angehörigen von Seiten der BetreuerInnen viel Energie bei den Kindern/Jugendlichen freigibt und viele Konflikte gar nicht erst entstehen lässt.

1968 hat Fritz Haider (Dorfkommissionsmitglied und Dorfleiter in Hinterbrühl) seine Beobachtungen zur Wichtigkeit von Elternarbeit in den „Neue Wege“ – dem damaligen Organ des SPIs – beschrieben.

46 Jahre später wird die Zusammenarbeit mit Angehörigen an vielen Orten in SOS (Kinderdorf Österreich und Kinderdorf International) und auch bei anderen Einrichtungen noch immer nicht wirklich ernst genommen, nicht wirklich implementiert und nicht wirklich kompetent durchgeführt.

Mein Verdacht ist, dass viele verantwortliche Manager die Erkenntnisse der Fachwelt nur im Lichte ihres persönlichen familiären Alltagswissens zu verstehen versuchen, und dann wird anschließend im Sinne hemdsärmeliger Bodenständigkeit gerne auf gleiche Art und Weise wie vorher weiter gewurstelt.

Wunsch

Ich wünsche dem SPI ein Umfeld mit verständigen ChefInnen und ManagerInnen, welche die internen und externen fachlichen Ergebnisse und Erkenntnisse zu würdigen wissen und dann die Ärmel hochkrämpfen, um diese Erkenntnisse auch Wirklichkeit werden zu lassen.

3. Geld baut unserer Vorstellungskraft ein Gefängnis

Ich beginne mit einem Zitat aus dem aktuellen Wirtschaftsbuch (2014) von Christian Felber „Geld. Die neuen Spielregeln“. Zitat: „Der eigentliche Preis, den wir für unser Geld bezahlen, ist, dass es unser Denken darüber einengt, was möglich ist – Geld baut unserer Vorstellungskraft ein Gefängnis.“ (in: YES! A Journal of positive future.)

Christian Posch

Leiter Sozialpädagogisches
Institut 1987 – 1994



Christian Posch
Leiter SPI 1987–1994

Geld baut unserer Vorstellungskraft ein Gefängnis. Mann/Frau fragt sich sofort: Was für ein Gefängnis wird hier für die Vorstellungskraft gebaut? Könnte es sein, wenn man die Betreuung von Kindern/Jugendlichen in Familien, Wohngruppen oder Beratungsstellen nur mehr als Produkt sieht, das es zu verkaufen gilt, also zu Geld gemacht werden muss, dass dann der eigentliche Zweck der Betreuungstätigkeit – nämlich lebendige, vielfältige und entwicklungsförderliche Beziehungen mit Kindern und Jugendlichen zu gestalten – aus dem Blick verschwindet?

Es hätte bestimmt einen „Added Value“, eine Arbeitsgruppe im SPI einzusetzen – vielleicht mit Beteiligung von Christian Felber – um diesem Satz in seinen möglicherweise destruktiven Konsequenzen für die Betreuungsarbeit und ihre Rahmenbedingungen im SOS-Kinderdorf sowie in andere Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen – nachzugehen. Das wäre aktuelle Forschung im SOS-Kinderdorf heute.

Vielen Dank für eure/Ihre Aufmerksamkeit

Christian Posch

Herzlich willkommen!

Danke für die Einladung. Ich war berührt. Ich kann mich noch an Veranstaltungen erinnern, wo es die Menschen von früher gegeben hat. Und jetzt bin ich eine von denen, die auch schon zu den Alten gehört. Da habe ich mir gedacht: „Um Gottes willen!“ Aber so ist es.

Romana Hinteregger

*Leiterin Sozialpädagogisches
Institut 1994 – 2007*

Ich freue mich auch sehr, dass von meinem ehemaligen Team noch die Bettina, die Anna, die Christina und die Susi da sind – das heißt ja auch etwas, was die Langfristigkeit betrifft. Und der Christian natürlich. Ich finde es auch sehr schön, dass da ganz viele Menschen sind, die ich noch kenne.

Mein Weg hat vor sieben Jahren eine andere Wendung genommen. Ich habe Ende 2007 aufgehört im SPI zu arbeiten. Ich war dort von 1994 bis 2007 beschäftigt. In den letzten 8 Jahren habe ich etwas ganz Anderes gemacht. Ich bin therapeutisch beschäftigt, bin Sachverständige. Ich habe

gemerkt, dass meine Erinnerungen an das SPI vermutlich eher persönlich gefärbt sind. Ich habe auch keine Unterlagen mehr und wollte das auch nicht.

Ich bin vom Tiroler autonomen Frauenhaus gekommen und dann in die Institution „SOS-Kinderdorf“ eingestiegen. Ideologiemäßig war das schon ein größerer Unterschied. Man muss sagen, 1994 hat die Organisation den Mut gehabt, weibliche Dorfleiterinnen einzustellen. Die erste war Monika Franta – wenn ich mich richtig erinnere. Sie ist zur gleichen Zeit eingestiegen wie ich. Mir hat das imponiert. Und ich habe mir gedacht: „Aha, die Organisation ist im Aufbruch. Und da finde ich es toll, wenn ich dabei bin.“ Ich kann mich erinnern wie stolz ich war, als ich am Anfang in Österreich herumgefahren bin, das war damals noch so üblich in der Einarbeitungsphase. Man hat die Einrichtungen kennengelernt. Ich bin damals mit so einem roten Auto herumgefahren, hinten stand SOS-Kinderdorf drauf. Und ich war so stolz, dass jeder weiß, wo ich arbeite.



*Romana Hinteregger
Leiterin SPI 1994–2007*

Wenn ich an meine Zeit damals denke, habe ich so das Bild von einem wunderschönen Garten, wo noch keine Architektur dahinter steckte. Da hat viel wachsen dürfen. Irgendwie klar war, da hat es dieses Eck im Garten gegeben, wo die Lochkarten von Frau Wetjen waren, die Statistik. Dann hat es noch ein WB-Programm gegeben. Und dann hat es einen Architekten im Hintergrund gegeben, der genau gewusst hat, was aus diesem SPI werden soll – nämlich den Christian Posch. Mein größtes Problem und auch seines war, ob ihn die Umwelt wohl richtig versteht. Das Geniale, das er sich ausdenkt, ob das dann wohl 1:1 umgesetzt wird? Ich bin mir nicht sicher, ob wir das immer geschafft haben. Wobei – wenn er jetzt sagt, das SPI ist dort angekommen, wo es immer hätte sein sollen – dann habt Ihr es gut gemacht.

Ich habe auch den Eindruck – das SPI und die Zeit im SOS-Kinderdorf – war mehr so die Zeit der Professionalisierung. Ich kann mich erinnern, ich habe als Erste mit einer Gruppe die Key-West LeiterInnen-Ausbildung gemacht, zusammen mit Christian Moser und der Olga. Genial war dann, wie wir am Ende vor Herrn Vyslozil, dem ehemaligen Geschäftsführer, gestanden sind und ihm ein Ständchen gebracht haben – aus lauter Freude für so eine Ausbildung. Wir hatten alle das gleiche T-Shirt an – „Key West“. Dann hat es ja mehrere „Key-West“ Ausbildungen gegeben.

Auch kann ich mich an geniale Fachbereichstagen erinnern. Das SPI war immer so auf der Suche nach Identität, Ausrichtung – aber natürlich auch immer wieder in dieses „Eingebunden-Sein“ in den Fachbereich, der seine Identität gesucht hat.

Fachbereichstagung – jedes Jahr, immer wieder auch mit genialen Reden von unserem Fachbereichsleiter. Immer wieder auch mit der Frage: „Was ist mit uns los, dass wir nicht immer alles verstehen?“ Aber es ist immer besser geworden.

Auch kann ich mich an wirklich tolle Tagungen erinnern. Wir haben viel Spielraum gehabt. Angefangen hat es mit der Tagung „Zukunft mit Herkunft“ im Hafen zum Thema Jugend/Jugendbeschäftigung – bis hin zur Tagung „Brüchige Lebensverhältnisse – prekäre Jugendwohlfahrt“.

Das war meine letzte Tagung gemeinsam mit Außenstehenden, dem Herrn Aigner zum Beispiel. Und das ist heute auch schon gesagt worden: SOS-Kinderdorf und auch das SPI waren immer sehr bemüht, in vernetzten Systemen zu arbeiten. Das habe ich auch immer sehr geschätzt, diese Möglichkeit, mit vielen anderen Menschen, die viel können, zusammenzuarbeiten. In meine Zeit ist auch die erste Zusammenarbeit mit Herrn Wolf gefallen, die jetzt auch schon so lange geht. Auch meine Zeit war bereits die Zeit des Übergangs – von der Ausrichtung Weiterbildung hin zur Forschung. Dieser Übergangsprozess war nicht einfach. Forschung hat im SOS-Kinderdorf auch immer wieder den Geruch gehabt: „Abgehoben.“ „Für was brauchen wir das?“. Wenn Ihr das jetzt geschafft habt, euch da wirklich zu integrieren und zu „setteln“ – dann finde ich, ist da etwas Großes gelungen. Nämlich auch die PraktikerInnen davon zu überzeugen, dass das wichtig ist – also man nicht nur tut, sondern auch darüber nachdenkt.

Das waren so die wichtigsten Schwerpunkte, die ich jetzt noch in Erinnerung habe. Mein Eindruck ist, dass dieser Garten jetzt schon anders organisiert ist. Es gibt schon klarere Beete, klarere Linien.

Und wovon habe ich in den 14 Jahren profitiert? Ich habe viel ausprobieren dürfen und immer einen Partner zum Reflektieren gehabt. Ich habe auch immer eine klare Vorgabe gehabt, was zu tun ist. Das hat auch Sicherheit gegeben. Ich bin sehr selbstbewusst geworden in dieser Zeit und habe sehr viel gelernt, was die Jugendwohlfahrt betrifft, was fremduntergebrachte Kinder und Jugendliche betrifft. Und für das bin ich sehr dankbar. Ich habe gemerkt, dass ich auf das zurückgreife, wenn ich jetzt als Sachverständige oder in Therapien arbeite. Und auch auf das, was ich mit Vielen von euch gemeinsam erlebt habe. Auch für das möchte ich mich bedanken. Es war eine wichtige Station auf meinem beruflichen Weg.

Herzlichen Dank!

Romana Hinteregger

IMPRESSIONEN VON DER JUBILÄUMSFEIER





IMPRESSIONEN VON DER JUBILÄUMSFEIER





Bettina Hofer beleuchtet die Leitungsjahre von Hermann Putzhuber, Leiter Sozialpädagogisches Institut 2008 – 2013

An Hermann Putzhubers Stelle versuche ich, aus meiner Perspektive der Kollegin und Mitarbeiterin, aus dieser Zeit im Sozialpädagogischen Institut (SPI) zu erzählen. Wie viele von euch wissen, ist Hermann im Sommer 2013 mit 52 Jahren an Krebs gestorben.

Hermann Putzhuber†

Leiter Sozialpädagogisches Institut 2008 – 2013

Bei der Vorbereitung darauf, was aus meiner Sicht die zentralen Themen dieser Jahre waren, habe ich mich z.B. an unser erstes richtig großes Forschungsprojekt Ende der 1990er Jahre erinnert. Dieses Projekt mit jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen möchte ich zum Ausgangspunkt nehmen, um zur **Entwicklung des Forschungsschwerpunktes** während Hermanns Leitungsjahren zu berichten.

Ich habe mich auch erinnert an intensive Gespräche während langer Zugfahrten und an gemeinsame Erfolge: Bei einer Sitzung in Salzburg haben wir beispielsweise die damaligen DorfleiterInnen gewinnen können, am Forschungsprojekt zu Geschwistern in der Fremdunterbringung mitzumachen. Und in Anknüpfung an diese Erinnerung möchte ich auf die **Bedeutung von Teamarbeit und Reflexion** in diesen Jahren zu sprechen kommen und wie unter Hermanns Leitung die **Zusammenarbeit mit den SOS-Kinderdorf-Einrichtungen**, aber auch mit **Universitäten** und **mit dem Sozialpädagogischen Institut in München**, intensiviert wurde.

Die Positionierung der Forschung und die Bedeutung der Reflexion – ob im SOS-Kinderdorf oder in externen Kooperationen – waren meines Erachtens in den Leitungsjahren von Hermann Putzhuber bestimmend für die Arbeit des SPI. Unaufgeregt hat Hermann seine kritische Perspektive auf Entwicklungen in der Organisation SOS-Kinderdorf eingebracht. Und unmissverständlich kommentierte er gesellschaftliche Zustände und soziale Missstände.

Hermann Putzhuber hat insgesamt 18 Jahre im SPI gearbeitet. Vor allem zu seinen fünf Leitungsjahren versuche ich nun, eine Auswahl an eindrück-

lichen Spuren zu zeigen, die Hermann hinterlassen hat.

Die Entwicklung des Forschungsschwerpunktes im SPI ist in diesen fünf Jahren zu einer richtig gut sichtbaren Spur geworden. Allerdings sind, wie eingangs erwähnt, schon Ende der 1990er Jahre deutliche Fußstapfen zu sehen. In dieser Zeit haben wir zunehmend „die Übergänge“ in den Blick genommen. Zentrales Forschungsthema im SPI wurde, was heute in der Jugendhilfeforschung als „Leaving Care“ diskutiert wird. Dabei geht es um Jugendliche, die nach Hause zurückkehren, um die, die mit 18 Jahren die Einrichtung in die sogenannte Selbständigkeit verlassen – manchmal auch verlassen müssen, weil es das Gesetz so vorsieht. Wir haben damals eine Studie „Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen“ durchgeführt. Das Wesentliche dieser über drei Jahre dauernden Längsschnittuntersuchung waren Interviews mit jungen Erwachsenen. Junge Frauen und Männer, die in einer Kinderdorfeinrichtung aufgewachsen waren, erzählten uns von ihren Kinderdorferfahrungen, wie sie den Übergang in ein selbständiges Leben gestaltet haben und wie es ihnen aktuell in ihrem Leben geht.

Aus meiner Sicht waren schon damals drei Aspekte für unser Herangehen wesentlich, die in der qualitativen Forschung des SPI während Hermanns Leitungsjahren intensiv weiterentwickelt wurden:

1. die Perspektive der AdressatInnen in Erfahrung zu bringen,
2. zur Verbesserung der Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen beizutragen und
3. die pädagogische Kinderdorfarbeit in einer Koproduktion von MitarbeiterInnen in der Betreuung und in der Forschung zu analysieren, zu diskutieren und zu verbessern.

Die inhaltliche Konzentration auf Forschung und das wissenschaftliche Arbeiten, die seit 2004 erfolgte, hat Hermanns Interessen sehr entsprochen und schon als Mitarbeiter trieb er die Ausgestaltung dieses Aufgabenbereiches mit Enthusiasmus voran. Als Hermann dann 2008 die Leitung des SPI übernahm, war die inhaltliche Weiter-



Hermann Putzhuber † (li.)
Leiter SPI 2008–2013

entwicklung als wissenschaftliche und beratende Abteilung wohl der für ihn besondere Reiz. Sein Anliegen war es, Wissenschaft und Forschung innerhalb der Organisation SOS-Kinderdorf zu etablieren, die Anbindung an die SOS-Kinderdorf-Praxis zu forcieren und das SPI in der Jugendwohlfahrtsforschung und in der Jugendwohlfahrtspraxis verstärkt zu positionieren. Themen aus dem Bereich Jugendwohlfahrt – als bedeutsames Handlungsfeld der Sozialpädagogik – sollten im Sozialpädagogischen Institut angemessen aufgenommen und analysiert werden.

Seit Anfang der 2000er Jahre beschäftigte sich Hermann intensiv mit strukturellen Fragen der Jugendwohlfahrt. Christian Posch initiierte damals das Projekt JU-Quest. „JU“ stand für Jugendwohlfahrt und „Quest“ für die Suche nach Antworten auf die Frage, wie sich gesellschaftliche Veränderungen auf die österreichische Jugendwohlfahrt auswirken. Dafür wurden ExpertInnen aus der Kinder- und Jugendhilfe befragt und die Ergebnisse auf Konferenzen diskutiert. Dieses bundes-

länder- und trägerübergreifende Forschungs- und Vernetzungsprojekt wurde für Hermann zu einer zentralen Aufgabe. Langfristig war es sein Ziel, eine umfangreiche Wissensbasis zu Jugendwohlfahrtsfragen und -themen zur Verfügung zu stellen. Und dieses Ziel verfolgen wir in der Abteilung Forschung & Entwicklung weiterhin.

Mit Projekten wie JU-Quest oder unseren Praxisforschungsprojekten und Analysen von Statistiken erreichte das SPI vermehrt Aufmerksamkeit in der österreichischen Jugendwohlfahrtsforschung. Die Vernetzungsbemühungen zeigten in den letzten Jahren ihre Wirkung. Immer wieder hat z. B. Prof. Josef Scheipl von der Universität Graz auf das Forschungsinstitut von SOS-Kinderdorf Bezug genommen. Auch im letzten Bericht zur Lage der Jugend in Österreich hebt er SOS-Kinderdorf als freien Träger der Jugendwohlfahrt hervor, der ein „Sozialpädagogisches Institut“ führt und verweist insbesondere auf die Bedeutung von Hermann Putzhubers Jugendwohlfahrtsbefragungsreihe JU-Quest.

Stephan Sting und Arno Heimgartner von den Universitäten Klagenfurt und Graz haben in einem Vortrag zur Forschungslage in Österreich eingebracht: „Es gibt in Österreich kein freies Forschungsinstitut mit einem derartigen Profil und überregionaler Bedeutung wie das Sozialpädagogische Institut von SOS-Kinderdorf.“

Was aber hat in den fünf Jahren unter Hermanns Leitung zur Ausgestaltung des SPI-Profiles und zur erwähnten überregionalen Bedeutung beigetragen?

- Im SPI haben wir jene Forschungsansätze etabliert, die Themen aus der Praxis so bearbeiten, dass ein Nutzen für die Praxis entsteht. Als Beispiel dafür stehen zwei Evaluationsforschungsprojekte, die in ausführlichen Gesprächen die Perspektiven von Jugendlichen und ihren Familien erhoben haben. Die beteiligten Einrichtungen – die Ambulante Familienarbeit Tirol und das SchülerInnenwohnen Graz – waren von der Konzeption bis zur Ergebnisdiskussion involviert. Die Auseinandersetzung mit dem Einfluss kultureller Herkunft auf die Betreuungsarbeit und die Kooperation mit dem Biwak, der SOS-Kinderdorf-Wohngemeinschaft für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, ist ein weiteres Beispiel einer an den Anliegen der Praxis orientierten Forschung.
- Ebenso hilfreich wahrgenommen wurden und werden die Organisations- und Umfeldanalysen. Diese Analysen werden insbesondere von Führungskräften in der strategischen und politischen Arbeit genutzt.
- Bekannt gemacht haben wir uns auch dadurch, dass wir unsere Forschungsergebnisse auf Tagungen von Universitäten und auf den von uns selbst veranstalteten Fachtagungen präsentierten und zur Diskussion stellten. Ein besonderes Highlight war 2011 die Tagung „Geschwister in der Fremdunterbringung“. Diese Tagung bildete den Abschluss mehrerer Forschungsprojekte zu einem SOS-Kinderdorf-Kernthema: der Aufnahme und Begleitung von Geschwistern.

- Die Beschäftigung mit der Bedeutung von Geschwisterbeziehungen in der Fremdunterbringung war eingebunden in ein europäisches Projekt, das SOS-Kinderdorf International koordinierte. Durch die Zusammenarbeit von SPI München und SPI Innsbruck war der sozialpädagogische Zugang in der Einschätzung von Geschwisterbeziehungen richtig gut vertreten.

- Die gelungene Zusammenarbeit mit Universitäten, v. a. mit WissenschaftlerInnen aus dem Bereich Sozialpädagogik, und die Vernetzung in Projekten wie JU-Quest oder in der ÖFEB – der Österreichischen Gesellschaft für Forschung und Entwicklung im Bildungswesen – trugen und tragen wesentlich zur Ausgestaltung unseres Profils bei.

Mit den Themen Geschwisterbeziehungen, Kinderdorffamilien im städtischen Raum oder der Bedeutung von kulturellen Unterschieden in der Betreuungsbeziehung wurden Beiträge zur empirischen Fundierung und zur Diskussion der Pädagogik im SOS-Kinderdorf geliefert. Und jedes dieser Projekte hat mit Empfehlungen und neuen Fragen geendet. Denn:

Wissenschaft hat das Recht und auch die Pflicht, Praxis nicht einfach abzubilden, zu verdoppeln, im Interesse der Auftraggeber schön zu reden und erwünschte Fragen im Sinne der Fragenden zu beantworten, sondern Wissenschaft hat auch das Recht und die Pflicht, unerwünschte Antworten zu geben und unerwünschte Fragen zu stellen.

Das schreibt Mechthild Seithe, eine Professorin für Sozialpädagogik an der Fachhochschule Jena, in ihrem Schwarzbuch Soziale Arbeit.

Und das, denke ich, war auch ein Anliegen Hermann Putzhubers als Leiter des SPI und so verstand er wissenschaftliches Arbeiten im Sozialpädagogischen Institut.

Vielen Dank!

Bettina Hofer

„HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE FORSCHUNG IM KONTEXT DER KINDER- UND JUGENDHILFE“

Zunächst möchte ich Ihnen auch zum 50-jährigen Jubiläum gratulieren. 50 Jahre – das ist schon eine handfeste Größenordnung. Da hat eine Organisation schon eine gewisse Robustheit entwickelt, wenn sie ein Alter erreicht, wo sie den Kinderschulen, den Pubertätsschwierigkeiten und Ähnlichem entwachsen ist und sich schon richtig etabliert hat. Den Namenswechsel sehe ich dabei nicht als gravierenden Einschnitt in dieser Kontinuität. Ich habe jedenfalls keine Wahrnehmungen gemacht, die darauf hindeuten. Wenn der Begriff „sozialpädagogisch“ wegfällt, das bedaure ich natürlich immer, weil ich das Sozialpädagogische ja für das Zentrum des Nachdenkens über Erziehung und Entwicklung von Menschen halte. Auf der anderen Seite muss ich auch zur Kenntnis nehmen, dass „sozialpädagogisch“ in Österreich schon so ein bisschen Fragen aufwirft: „Naja, ist das denn eine ernsthafte Wissenschaft?“ Ich erinnere mich noch, als ich vor einigen Jahrzehnten meinen ersten Vortrag als deutscher Sozialpädagoge auf einer Tagung in Salzburg halten durfte, da kam so ein bisschen die Rückfrage: „Was, nur Sozialpädagoge sind Sie? Aber lesen und schreiben können Sie doch trotzdem, oder?“ Also als ernsthafter Wissenschaftler galt man da nicht sogleich. Bei einem Besuch vor kurzem in Baden bei Wien in der BISOP, da habe ich mit Karin Lauer mann über den Stellenwert der Sozialpädagogik in Österreich gesprochen. Da klang manches für mich schon etwas deprimierend hinsichtlich der Anerkennung. Auf meine Frage, was sich denn aktuell gerade so tue an Fachdiskussionen und an Initiativen, an Fortbildungen und an Sozialpädagogiktagungen, kam nicht viel zusammen, außer – so meine geschätzte Gesprächspartnerin – bei SOS, da seien immer mal wieder und auch demnächst zwei interessante Tagungen geplant. Da dachte ich: „Donnerwetter, das war ja jetzt fast wie bestellt für diese heutige Veranstaltung.“

Wenn man 50 Jahre zurückblicken kann mit einem Institut das u. a. Forschung betreiben will, könnte man die Sache ja auch so angehen und noch wei-

ter zurückblicken und sagen: „Davor ist es offensichtlich auch ohne Forschung gegangen“. Und dann landet man bei der Frage: „Worauf kommt es eigentlich an in der Sozialen Arbeit, in der Betreuung von Kindern und Jugendlichen, in der Unterstützung von Familien? Kommt es da in erster Linie auf wissenschaftliches Wissen an? Kommt es da in erster Linie auf Forschung an? Oder ist das Eigentliche, worum es wirklich geht, nicht ganz wo anders angesiedelt – nämlich, dass wir gute Menschen suchen müssen, die die Hilfe für andere als ihre persönliche, individuelle Berufung ansehen und die das, was sie dann mit den Kindern oder mit den Familien machen, sozusagen zu ihrem eigenen humanen Anliegen machen? Mit Gottes Segen von mir aus gerne, aber aus sich heraus und ohne dass sie zwingend auf Wissensbestände angewiesen sind? Ich glaube z. B., dass es in unseren Gesellschaften durchaus Überzeugungen gibt, die in diese Richtung gehen, dass das andere – das Professionelle – vielleicht ein bisschen dazukommen sollte, aber dass der Kern woanders liegt. Und wenn man das so betrachtet, kommt man relativ flott zu dem Ergebnis, Frauen sind dafür besonders gut geeignet, besonders die mit einem weiten Herz der Mütterlichkeit. Alles andere, was wir so um sie herum machen, das ist günstigenfalls in der Lage, das Wichtigste ein bisschen zu begleiten. Wenn wir Pech haben, zerstört es oder stört es dies sogar. Und die Gratifikationen für diese – ja was ist das – Arbeit mit Kindern, das Zusammenleben mit Kindern, das sich richtig auf Kinder und Jugendliche Einlassen? – die zentrale Gratifikation dafür ist dann Dankbarkeit der Kinder, das Gefühl, eine gute Tat zu tun. Und der Lebensunterhalt, für den die Organisation sorgt, ist dann nicht die Bezahlung für diese wichtige, anspruchsvolle, professionelle Tätigkeit, sondern eher so in der Haltung: Von irgendetwas müssen sie ja leben, deshalb müssen wir sie versorgen. So ähnlich wie bei Beamten, wie bei mir. Wir wollen sie nicht verhungern lassen, aber als Bezahlung für Leistung ist es eigentlich nicht gedacht.

Klaus Wolf

*Universitätsprofessor für Sozialpädagogik, Universität Siegen
Langjähriger Berater und Kooperationspartner von SOS-Kinderdorf*



Klaus Wolf

Wie kam das eigentlich? „Wie Helfen zum Beruf wurde“ – so heißt ein ganz anregendes zweibändiges Werk von C.W. Müller. Als Hilfe historisch zum Beruf wurde und plötzlich bezahlt werden sollte, richtig als berufliche Tätigkeit? Als plötzlich Ausbildung, systematische Ausbildung und spezielle Abschlüsse zur Voraussetzung für den Einstieg in diesem Bereich wurden? Da spielte eine Rolle, dass die privaten Netzwerke überfordert waren im Verlauf der Industrialisierung, dass die industrielle Produktion andere Rhythmen erzwingt, als die Produktion in der Landwirtschaft, dass es neue Verelendungsprozesse gegeben hat und wohl auch, dass die religiöse Bindungskraft nicht erst in den letzten Jahrzehnten, sondern schon seit mindestens 150 Jahren immer weiter zurückgegangen ist. Und dass es deswegen Professionelle braucht, Forschung braucht, Organisationen, die sich als professionelle Organisationen verstehen – und Sie, Herr Posch, haben schon angedeutet, da bekam man es dann mit Managementfragen, mit Finanzierungsfragen und ganz neuen Codes und so was zu tun. Und man kann fragen, ob da nicht das Wesentliche so allmählich verloren gegangen ist.

Einer wie ich, der von der Forschung und der Produktion von Wissen irgendwie beruflich lebt, der muss am Ende zu einem anderen Fazit kommen als zu dem, wie ich es gerade angedeutet habe – alleine schon aus meinen Interessen heraus. Auch wenn ich von dieser Frage aus starten wollte, muss es jetzt also eine andere Richtung nehmen.

Wie sehen wir denn die Bedeutung der persönlichen, menschlichen Qualitäten? Spielen sie am Rande eine Rolle? Also an der Universität Siegen ist es so, dass man in einem Numerus Clausus Fach, wie es die Studiengänge Soziale Arbeit sind, zugelassen wird, wenn man einen bestimmten Notendurchschnitt erreicht. Die Zulassung hängt nicht davon ab, ob man ein guter Mensch ist. Wenn wir gute Menschen aussuchen wollten, dann müssten wir unter 1000 und mehr, die sich bewerben, die 220 Studienplätze, die wir einmal im Jahr zu vergeben haben, die müssten wir in ausführlichen Gesprächen herausfinden und das Gespräch dokumentieren und alles rechtswirksam absichern. Völlig hoffnungslos ein solches Unterfangen, da kämen wir zu nichts anderem mehr als

zur Auswahl der richtigen – also der besten Menschen. Insofern sind wir also bei der Frage: Geben wir das eine zugunsten des anderen auf oder spielt es schon noch eine Rolle? Die Diskussion über die richtigen Haltungen, die richtigen Einstellungen, die Kultur in den Einrichtungen, die einen bestimmten Blick auf Kinder und Jugendliche in Not, auf Erwachsene in Not – insbesondere auf die Erwachsenen, die auch in Not sind und gleichzeitig an ihren Kindern in mancher Hinsicht schuldig geworden sind – das bleibt schon ein Essential des pädagogischen Denkens. Und die Frage, ob wir diese Art von – wie heißt es heute – Humankapital, nein noch besser: „Human Resources“ – ob wir die herstellen können durch Ausbildung. Oder ob wir uns da eher bescheiden müssen, dass wir sagen, wir können die Menschen zusätzlich mit Wissen ausstatten, wir können sie vielleicht trainieren in einigen professionellen Strategien und Umgangsformen, wir können werben für bestimmte Haltungen und sie darin stärken und unterstützen. Das ist übrigens meine Auffassung: Das Äußerste was wir können, ist diese Haltungen in der Forschung und in der Lehre zu unterstützen, sodass diejenigen, die mit den guten Einstellungen zu uns kommen, nicht das Gefühl haben, sie sind am ganz falschen Platz, sondern vielmehr den Eindruck haben, dass sie hier nicht nur etwas lernen können, sondern dass sie auch in ihren menschlichen Qualitäten angesprochen werden.

Aber ob wir systematisch solche – wie heißt es in der aktuellen Diskussion – „Soft Skills“ hervorbringen können, das ist nicht ganz sicher. Und jetzt fangen sie auch noch an oder haben vor 50 Jahren so allmählich angefangen und sind jetzt stolz darauf, dass sie Forschungsprojekte durchgeführt haben. Ist es das, was wir brauchen in der Jugendwohlfahrt, in dem Umgang mit schwierigen gesellschaftlichen Problemen, in einer Situation – sie haben ja zurecht darauf hingewiesen – in der wir überflutet werden mit Informationen, mit Wissensbeständen, häufig mit sehr halbgenen Wissensbeständen, überflutet werden und wir alle Wege finden müssen, wie wir in dieser Tsunami-Informationsüberflutung zuverlässige Orientierungsmittel finden und jeweils wieder neu justieren, um daraus die Fragen zu beantworten, was wir lernen wollen und was als Orientierung über

den Tag hinaus Gültigkeit beanspruchen kann? Das Fachwissen, die Forschung, die elaborierten Texte die hier entstehen, die können Autorität verschaffen für Antworten auf gesellschaftliche Aufgaben.

Das ist spätestens die Stelle, wo wir nach Forschungsergebnissen, nach Gründungen sozusagen in dem Forschungsbereich gefragt werden und eine Antwort auf die Frage, ob SOS eine solche Forschungs- und Entwicklungsabteilung braucht, könnte man in dieser Weise sehen. Sie braucht sie, um Legitimation – besonders und zunächst in der Außenperspektive – zu erreichen. Ein Foto von Ihnen, Frau Hauser, und der Ministerin, die sich mit Ihnen getroffen hat, Probleme, gesellschaftliche Fragen mit Ihnen u. a. besprechen wollte, das setzt voraus, dass eine spezifische Expertise unterstellt wird. Wenn das nur darauf gegründet wäre: „Wir sind bei SOS gute Menschen!“ Das kann stimmen oder nicht ganz stimmen, wie immer man das auch bewerten will – aber ob das ausreichen würde ist zweifelhaft. Eigentlich ist von vornherein klar, das reicht nicht, das alleine würde auf keinen Fall ausreichen.

Die gesellschaftlichen und politischen Fragen, die an Bedeutung zugenommen haben, die Modernisierungsprozesse in unserer Gesellschaft, werfen Fragen auf und es gibt ein Misstrauen – das ist mein Eindruck, wenn ich in Österreich bin – insbesondere den korporatistischen Kartellen in der Sozialen Arbeit gegenüber, dass die den Kuchen immer verteilen und immer die edelsten Ziele vorgeben, aber im Wesentlichen sich doch nur um sich selber kümmern wollen und ihr eigenes Wohl im Blick haben. Wenn man dann von außen kritisch befragt wird, dann muss man Antworten finden, die u. a. ihre Legitimation an Stellen suchen können, dass sie eigene Forschung betreiben, dass sie belegen können durch eigene Forschung, dass das, was sie tun, hilfreich ist, also potentielle Antworten auf gesellschaftliche Fragen und Probleme sind und sich nicht im Eigeninteresse der Organisation erschöpfen.

Ob die pädagogischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter immer das Gefühl haben, dass man auch Forschung braucht und dass das für sie nützlich

ist – das ist eine andere Frage. Auf die komme ich gleich noch ein bisschen ausführlicher zu sprechen. Das ist die andere Dimension – die Legitimation nach außen auf der einen Seite und die Legitimation nach innen auf der anderen Seite. Was sind sie denn, das Forschungsinstitut? So Teil des Überbaus von SOS? Und heißt Überbau „Think Tank“, Denkfabrik, diejenigen, die manche Probleme im Voraus erkennen oder aktiv angehen können oder heißt es eher Wasserkopf – diejenigen, die Mittel verbrauchen, die an anderer Stelle in der unmittelbaren pädagogischen Arbeit fehlen? Und wir ahnen es – je nachdem wen wir fragen, bekommen wir da unterschiedliche Antworten. Was die richtige Antwort ist, ist hier in diesem Raum schon klar. Aber ich bin mir nicht sicher, ob alle das genau so sehen wie diejenigen, die an der Produktion von systematischem Wissen und an der Forschung beteiligt sind, die davon leben und die darin ihren Lebenssinn konstruieren müssen. Deswegen ist der Sinn übrigens solcher Treffen wie das heute hier, nicht einfach die Präsentation von richtigen Antworten, sondern eher die Selbstvergewisserung. Und die kann nur nachhaltig sein, wenn sie aus einer kritischen Perspektive erfolgt. Jetzt einmal ganz ehrlich. Was hat SOS von einer Abteilung Forschung & Entwicklung? Diese Frage stellen sich die Oberen vermutlich ab und zu und zwar nicht nur in Innsbruck, sondern andernorts auch und vielleicht die an der Basis auch, die im unmittelbaren Alltagsgeschäft sind. Und die dazwischen sind sich vielleicht ein bisschen sicherer. Und ich möchte ihnen drei zentrale Antworten vorschlagen auf die Frage: Was hat die Organisation davon, dass sie diese Abteilung F&E hat?

Und die **erste Antwort** lautet so: Na ja, die führen Evaluationen von Arbeitsfeldern des Kinderdorfes durch. Ich habe mir die AFA-Studie vor einigen Jahren sehr genau angesehen und auch noch einmal die Studie jetzt zum Schülerwohnen/Schülerinnenwohnen in Graz. Evaluationsstudien haben in der Wissenschaft keinen besonders guten Ruf. Das ist häufig Schaumschlägerei. Ich kriege manchmal so Anfragen: „Können Sie nicht unsere Arbeit einmal evaluieren?“ Dann sage ich: „Ich habe keine Zeit für sowas.“ „Ja, das dauert auch nicht lange. Wir wissen auch schon was dabei herauskommen wird. So teuer muss es auch nicht

sein. Weil die Ergebnisse sind eigentlich schon klar, Sie sollen das nur mal aufschreiben.“ Also die PR-Abteilung ruft an – wie immer der einzelne Mitarbeiter oder die einzelne Mitarbeiterin heißt – und bestellt sich eine Evaluation. Und das Ergebnis ist damit schon klar.

In Reinkultur können sie das studieren, die katholischen Einrichtungen in der BRD halten sich ein eigenes sogenanntes Forschungsinstitut. Die kommen immer zu dem Ergebnis, dass das unglaublich tolle Arbeit ist, die sie in ihrem Bereich machen. Bloß außerhalb ihrer Subkultur interessieren diese Ergebnisse auch kaum einen Menschen, die anderen amüsieren sich darüber. Insofern könnte man sagen, SOS evaluiert sich selber! Na ja, da wissen wir ja schon, was dabei herauskommt.

Evaluationen könnten jedenfalls auch andere durchführen – vielleicht besser? So könnte man fragen – weil sie unabhängiger sind. Und es entsteht die Frage, welche Funktionen sie denn noch – neben der Propaganda – erfüllen könnten: so etwas wie „Benchmarking“ oder Kontrollen zu leisten?

Welche Position haben wir denn auf der Skala der erfolgreichen Einrichtungen? Das könnte ein außenstehendes Institut besser machen als das, das nur intern etwas evaluiert. Aber hier bei der Evaluation der Arbeit von SOS kam es auf etwas anderes an, nämlich die Lernfähigkeit der Organisation positiv anzuregen. Es sollten während des Evaluationsprozesses schon Lernprozesse in dem Arbeitsfeld angestoßen werden und darüber hinaus neue Anregungen entwickelt werden und zwar so, dass nicht die Oberschlaun kommen und den MitarbeiterInnen in der alltäglichen Betreuung sagen, wie sie alles besser machen können, sondern so, dass man in einer echten Koproduktion einen Kompass, ein Orientierungsmittel im unübersichtlichen Gelände gefunden hat. Und mich hat bei der AFA-Studie, die ich ja genauer verfolgt habe, sehr beeindruckt, wie es Ihnen beiden – Frau Hofer und Frau Lienhart – da gelungen ist, einen sehr taktvollen Umgang und Zugang zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu finden.

Der damalige Leiter, der wollte einfach, dass das mal alles offen wird und sich da in die Karten



Klaus Wolf (mitte) im Gespräch mit MitarbeiterInnen des SPI München

sehen lassen. Das war auch seine Art und hat mich beeindruckt. Aber bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern war schon so ein Vortasten, so ein: Was kommt da auf uns zu? Wie geht Ihr mit den Ergebnissen um, wenn Ihr Interviews führt mit den Familien, die wir jahrelang betreut haben? Und die erzählen euch dann bei sich zu Hause, was wir da gemacht haben und Ihr fragt nicht uns, wie es denn wirklich gelaufen ist, sondern Ihr wertet das aus, unter kritischen Fragestellungen, um etwas zu lernen. Das war ein Balanceakt. Und der ist schon relativ früh nach meinem Eindruck gelungen, weil Ihre KollegInnen in der Praxis das Vertrauen hatten auf einen angemessenen Blick auf Ihre Arbeit. Da waren auch Befürchtungen mit der Öffnung verbunden, aber eben auch das Vertrauen, Ihr seid nicht so weit weg von unserer Arbeit, dass Ihr gar nicht verstehen würdet, in welchem Feld wir diese aufsuchende Familienarbeit machen und machen müssen, mit welchen sozialen und menschlichen und anderen Problemen wir es dabei zu tun haben. Das heißt, sie sind nicht so als die Zensoren aufgetreten oder die Großinquisitoren, wie die Nicht-PR-Evaluationen dann manchmal auftreten, sondern als die Kolleginnen, die etwas vom Feld verstehen. Und das hat dazu beigetragen, dass die Ergebnisse, die sie vorgelegt haben und die ja sehr vielschichtig waren – die großes Selbstbewusstsein für bestimmte Umgangsformen begründet haben, aber auch kritische Fragen gestellt haben – dass diese unterschiedlichen Ergebnisse nicht abgewertet werden mussten und nicht sofort wieder so eingehegt werden mussten, dass sie keine weitere Rolle spielen, sondern dass sie viele Diskussionen auch an dem Fachtag, der dann stattgefunden hat, ausgelöst haben. Das ist also weder Propaganda noch Großinquisitor-Habitus.

Der Abschlussbericht – übrigens genauso wie der Abschlussbericht über das SchülerInnenwohnen – ist ein eindrucksvolles Dokument, finde ich, für eine hermeneutische, wissenschaftliche Analyse. Wenn ich mit meiner Arbeitsgruppe in Innsbruck säße, dann hätte ich schon große Anstrengungen gemacht, Sie Bettina Hofer und Sie Christina Lienhart in meinen Forschungsbereich abzuwerben. Ich bin ziemlich optimistisch, dass mir das vielleicht gelungen wäre. Man hätte mich heute nicht einge-

laden, aber der Preis wäre okay gewesen.

Also besondere hermeneutische Fähigkeiten, die nicht nur davon reden und faseln, dass die Kinder und Jugendlichen so eigene und eigenartige Subjekte sind, sondern die sich so richtig darauf einlassen können, was die sagen oder die Familien in Schwierigkeiten, wie die ihre Probleme wahrnehmen, die das in einer nicht pathologisierenden Weise betrachten, das wird darin eindrucksvoll deutlich. Und deswegen ist etwas, das eigentlich – im Wissenschaftskontext gesagt – nur ein Evaluationsbericht ist, vor diesem Hintergrund ein interessantes – auch in anderen Referenzsystemen interessantes – Dokument. Ich habe einem Kollegen gesagt, ich habe da so einen Evaluationsbericht „Schülerwohnen Graz“, das lege ich dir einmal ins Fach, das ist ganz interessant für dich. Da hat er mich angeschaut, so zuerst einmal: „Hast du sie nicht mehr alle? Meinst du ich lese hier Evaluationsberichte vom Schülerwohnen in Graz? Weißt du überhaupt, mit was für Fragen ich mich beschäftige? Solche, die die Welt beschäftigen! Und dann kommst du mir mit so etwas?“ Und dann hat er auf dem Titel dieses eine Zitat von der Jugendlichen gesehen, das so sinngemäß lautet – „... also wenn ich mich nur ändere, dann nützt das nicht so viel, wie wenn die ändern sich auch ändern“ – und ist sofort neugierig geworden in Bezug auf die anderen Zitate und dann auf die Lesarten, die dazu entwickelt worden sind. Und die Zitate aus dem AFA-Bericht verwende ich ja bis heute in verschiedenen Veröffentlichungen und ich weiß gar nicht, ob sie auf ihrer Homepage sehen, wie häufig die heruntergeladen werden. Aber es müsste immer wieder einmal eine neue Welle von Interessenten daran geben.

Also Wissenschaft und Forschung hat ja unterschiedliche Referenzsysteme. Einerseits schreiben wir so, dass wir in die „International Journals“ in die Peer-reviewten Organe hineinkommen. Und wir schreiben andererseits so, dass die MitarbeiterInnen in der Praxis das nicht sofort auf der ersten Seite zuschlagen und weglegen und alles was dazwischen möglich und vorstellbar ist. Dieser Balanceakt, das so hinzukriegen, dass es sowohl unter einem ernsthaften wissenschaftlichen Blickwinkel relevant ist als auch für PraktikerInnen interessant ist, das ist schon eine besondere Kunst.

Die Behauptungen, es ginge ihnen um sozial benachteiligte Kinder, Jugendliche und Familien, das sagen alle, die auf der Höhe der Zeit sind. Also das sind die Codes, die kommen zurzeit überall – Kinderschutzkonvention, benachteiligte Lebenslagen und ihre Familie, auch das Thema Herkunftsfamilie. Darauf fällt keiner mehr herein, der es gewohnt ist, solche Texte zu lesen. Sondern da schaut man sich genauer an, in welcher Haltung gehen die eigentlich – und zwar vom methodischen Design bis zur Interpretation ihrer Ergebnisse – mit welcher Haltung gehen sie da eigentlich heran? Wie reden sie über die Menschen, deren Denken, Fühlen und Handeln sie dort erforschen sollen? Wenn das weit auseinanderfällt – hier die edle Hülle und Verpackung und dort der pathologisierende Inhalt – dann ist das Ganze nicht viel wert. Aber wenn es eng miteinander verbunden wird, wie es hier immer wieder gelungen ist, dann bekommen sie auch Konsequenzen für die sozialpädagogische Praxis, die eindrucksvoll gründen in dieser Art von Forschung.

Ich will den ersten Punkt von dreien so zusammenfassen: **Die Organisation könnte Ihnen – F&E – danken, dass Sie einen Weg in der Evaluation gefunden haben, der zur Grundphilosophie von SOS passt und sie nicht als eine leere Hülle inszeniert, sondern so durchführt, dass sie innerhalb der Organisation die Chance hervorbringt, nachhaltige Lernprozesse anzuregen.** Ob diese Chance dann immer genutzt wird ist noch einmal eine andere Frage. Aber das ist das besondere Profil – ich würde jetzt nicht sagen jeder Evaluation, die die Organisation selber über ihre Arbeit macht, aber in diesem Fall haben Sie das aus den genannten Gründen in dieser Weise entwickelt.

Der **zweite Punkt**, der mich in ganz anderer Weise beschäftigt und beeindruckt hat, war und ist das Projekt SOS-Kinderdorffamilie 2020, das ich so verstanden habe: Eine Organisation ist verunsichert. Geht das mit den Kinderdorffamilien die nächsten Jahre so weiter? Trägt das Kinderdorf-mutter-Konzept? Und wenn man merkt, es trägt nicht so einfach – die Antwort auf die Frage ist nicht einfach „ja“ und damit ist alles klar – was stattdessen, was muss sich verändern, in welche

Richtung können Entwicklungsprozesse stattfinden? Sie – also die Gesamtorganisation SOS – könnten in so einer Situation eine Organisationsberatungsfirma beauftragen, das zu untersuchen. Die würden ihnen Antworten geben auf die Frage, ob man diesen Bereich eher abstoßen, umstrukturieren oder behalten sollte. Die Soziale Arbeit ist voller Beispiele und Felder, in denen solche Organisationsuntersuchungen stattgefunden haben und oft das untersuchte Feld nachhaltig ruiniert haben. Wir haben in Deutschland viele Beispiele von Organisationsberatungen durch Firmen, die nichts von sozialer Arbeit verstehen (und darauf stolz sind) und alles nur in der Rationalität von Profit-Organisationen betrachten können. Wenn die in eine regionale Szene eingefallen sind, wissen die, die nachhaltig positive Organisationsentwicklung machen, dass sie drei bis fünf Jahre später angefragt werden, den Schaden der vorangegangenen Umorganisation zu beseitigen.

Sie hingegen sind die Sache so angegangen, dass Sie von den Identitätsfragen, die für die Gesamtorganisation zentral sind und die sie nicht nur am Rande berühren, gestartet sind. Das war besser möglich, weil Sie eine gemeinsame Basis in der Philosophie unterstellt haben und ich fand an manchen Stellen in diesem Prozess ist dies auch sehr schön sichtbar geworden.

Sie haben F&E außerdem die Kompetenz zuge-
traut, einen solchen Entwicklungsprozess als interner Dienstleister zu begleiten. Dass diese Abteilung Teil der Organisation ist, war eine Voraussetzung dafür. Und der Balanceakt, der sich dann am Ende abspielen wird ist der: Hören die Verantwortlichen auf uns? Gelingt es, diese verschiedenen Interessen einzubinden? Können wir unser Anliegen, und zwar der verschiedenen Beteiligten, auch innerhalb der Organisation so kommunizieren, dass es in der Leitungsspitze keine Missverständnisse oder keine gravierenden Missverständnisse und fundamentale Irritation gibt? Das ist in meinen Augen ein außerordentlich spannender Balanceprozess. Man kann sehr leicht abstürzen und dann tief fallen, dann war alles vergeblich. Oder man muss immer wieder, auch aus der Autorität der Arbeit dieser Abteilung heraus, diese Wege suchen.

Der Dank der Gesamtorganisation könnte bezogen auf diesen zweiten Punkt so lauten: **Wir danken euch, dass Ihr uns helft, unseren Weg als Organisation zu finden.** In der Pädagogik nennen wir das den mæeutischen Zugang, Hebammenfunktion. Wir geben euch nicht die Lösungen vor, aber wir sind euch dabei behilflich, eure Wege und Lösungen zu finden. Das können übrigens am Ende dann manchmal Lösungen sein, mit denen die Organisation, die das begleitet, nicht ganz einverstanden ist. So wie wir, wenn wir Kinder erziehen wollen und ihre Entwicklung begleiten wollen, uns nicht ein festes Bild von ihnen machen können und dürfen und sagen: „Jetzt will ich dich einmal genau auf mein Bild, was ich mir von dir gemacht habe, hin dressieren.“ Das wäre Dressur und nicht Entwicklungsförderung, also das Gegenteil von Erziehung. Aber F&E könnte solche Prozesse begleiten und die ganzen besonders angenehmen Arbeiten – wie alles dokumentieren – übernehmen. Und schließlich auf den Zusammenhalt achten, dass auch in Prozessen – deren Themen an das Eingemachte gehen und ein Sprengpotential haben, das die Organisation auseinanderreißen kann – der Laden zusammengehalten wird.

Und jetzt – viel grundsätzlicher – möchte ich auf den dritten Punkt zu sprechen kommen – nämlich den von Innenwelt und Außenwelt. Da haben wir es auf der einen Seite mit der Kultur von SOS zu tun, den internen Wissensbestände, den Erfahrungen, den Familiengeheimnissen von SOS. Und wie das so mit Familiengeheimnissen ist, das sind nicht nur die, die man sich gerne erzählt, sondern auch die, die man dadurch bemerkt, dass man da immer herumeiert um diese Geheimnisse und Schandtaten aus der alten Geschichte. Und das Positive – ihre Tradition. Das ist das Innenleben, die eine Seite.

Und dann die Welt außerhalb, die Jugendwohlfahrt, die Jugendwohlfahrtspolitik, die Wissenschaft, die Gesellschaft und die gesellschaftlichen Deutungsmuster, die für die Arbeit eine Rolle spielen und sie beeinflussen. Und dazwischen die Abteilung F&E. Das ist übrigens nach meinem Verständnis eine zentrale Funktion, die sie haben. Man könnte das nennen „Import-Export-Abteilung“. Die importieren etwas von außen ins Innere

und die exportieren etwas. Bei den Tagungen – z. B. zur Bedeutung von Geschwisterbeziehungen – war das schon deutlich, die exportieren etwas nach außen. Das ist aber zu mechanisch und sozusagen zu stark am wirtschaftlichen Denken orientiert. Deswegen würde ich ein anderes Bild versuchen, nämlich das der Membrane zwischen den Diskussionen, die in anderen Feldern außerhalb der Organisation ablaufen und denen, die in der Organisation geführt werden. Damit F&E diese Funktion als Membrane erfüllen kann, muss die Gesamtorganisation ihr Freiheiten lassen, damit sie diese Dolmetscher-, Übersetzerfunktion – manchmal auch die Botschafteraufgaben in dem anderen Feld – wahrnehmen kann. Wenn sie Sie an die Kandare legen will und nur zum Instrument der Organisation selber macht, dann verliert sie einen großen Teil der Wirksamkeit. Andererseits hat sie auch die Aufgabe, das Ausfließen der Organisation und ihrer Traditionen und ihrer Erfahrungen in sozusagen das allgemeine Feld der Jugendwohlfahrt zu verhindern. Diese Kultur sich zu erhalten, auch die Art von Sprache die man intern spricht nicht zu kolonialisieren, nicht das Eigene aufzugeben, völlig stromlinienförmig weichzuspülen durch eine Sprache, die zu den Menschen innerhalb des Kinderdorfes gar nicht passt – das wäre ebenfalls eine wichtige Aufgabe. Beides zusammen kann zugleich die Abschottung und den Verlust von Anschlussfähigkeit nach außen verhindern.

Mir ist das besonders deutlich geworden beim Thema Herkunftsfamilie. Das ist die Gretchenfrage der Jugendwohlfahrt in den unterschiedlichen Feldern: Wie hältst du es mit der Herkunftsfamilie? Da haben wir ja schon eine lange Linie, über 40 Jahre mindestens wird dieses Thema immer wieder behandelt. Die aktuelle Diskussion in der Jugendwohlfahrt innerhalb Österreichs – aber auch in sehr unterschiedlichen europäischen Ländern – geht deutlich in die Richtung, dass man sagt, die Beziehung der Kinder zu ihrer Herkunftsfamilie hat sozialisatorisch, moralisch und identitätsbezogen eine lebenslange Bedeutung als Lebensfrage der Kinder. Auch wenn die Eltern schon gestorben sind, hat sie noch eine Bedeutung. Ich habe gerade eine Dissertation begutachtet, in der die Autorin, Eva Rösner, untersucht hat, wie

adoptierte Kinder als Erwachsene – also die 40-, 50-, 60-jährigen Adoptierten – auf der Suche nach ihrer Herkunft sind – manchmal –wenn die Adoptivmutter gestorben ist dann anfangen, nach ihrer Herkunft zu suchen. Das heißt, es ist eindrucksvoll deutlich, dass das eine lebenslange Frage ist. Alle hier in diesem Raum sind sich wahrscheinlich einig darin, dass das wichtig ist. Jetzt können wir mit diesem Wissen auf die Kinderdorfmütter zugehen und sagen, das ist eine ganz wichtige Frage in der Sprache der Jugendwohlfahrt, das ist ein wichtiges Qualitätskriterium. Das müsst Ihr leisten: Kontakte fördern und aufrechterhalten, entspannt bleiben, wenn das Thema Rückführung oder Ähnliches auftaucht. Das wäre die Sprache, die außerhalb als richtig gilt und dort so gesprochen wird. Wenn Sie das nicht übersetzen würden für diejenigen, die mit den Kindern zusammenarbeiten und die sich darauf eingelassen haben – als tiefe Beheimatung für diese Kinder und nicht als a priori befristete Betreuungsperspektive – dann würden Sie die verlieren. Aus deren Sicht kann das nämlich als ein feindseliger und kalter Wind wahrgenommen werden, als eine Diskussion von Leuten, die gar nicht verstanden haben, was diese Eltern mit meinem Kind, das ich hier betreue, angerichtet haben. Die Sicht von außen kann man nicht einfach durchstellen in die Einrichtung. Damit würden Sie jedenfalls nicht die schwierigeren Positionen aufweichen. Sie würden wenig anregen können zu einer neuen Sichtweise, zu neuen Experimenten, die Dinge anders zu betrachten, wenn Sie das nicht in einer Dosierung durchführen und in einer individuellen Ausrichtung auf die einzelnen Menschen, die diese Transformationsarbeit leisten müssen, wenn Sie ihr Bild nachhaltig verändern wollen, die Sie ernst nehmen und respektieren und die Sie nicht einfach nur so auf Vordermann bringen wollen im Nachhilfeunterricht, was gerade die aktuelle Diskussion in der Jugendwohlfahrt ist. Und ich beschreibe das auch so moralisch deutlich, weil ich glaube, dass das eine extrem wichtige Aufgabe eines solchen Institutes wie F&E ist, an dieser Schnittstelle Übersetzungsleistungen zu machen, nach außen zu erklären, dass die Kinderdorffamilien nicht einfach so ein Auslaufmodell von „tutigen“ Menschen sind, die sonst privat gar keine anderen Lebenskonzepte haben. Es geht darum, nach außen glaubwürdig

kommunizieren zu können, was für eine Vielfalt sich unter diesem Label entwickelt hat und gleichzeitig nach außen auch glaubwürdig zeigen zu können, wo Sie die Grenzen und Schwachpunkte sehen und an welchen Stellen Sie dabei sind, diese Grenzen ein bisschen hinauszuschieben und zu erweitern.

Alle anderen Tätigkeiten, die ebenfalls wichtig sind in der Gestaltung von Übergängen – weil ja heute auch schon allgemeiner die Rede davon zwischen innen und außen war – sind daran gemessen, wie ich finde, viel einfacher. Zum Beispiel wie Sie das in dem Geschwisterprojekt gezeigt haben, dass Sie als richtig anerkannte Kolleginnen und Kollegen mit Menschen aus dem Wissenschaftsbereich, also von Universitäten, von anderen Fachleuten, gut zusammenarbeiten können, Ihre Ergebnisse als relevant diskutiert und aufgenommen worden sind und gleichzeitig ein Spezifikum eines SOS-Themas damit hatten. Darin lag und liegt ein außerordentlich wichtiges Argument zu sagen, wenn wir die Geschwisterbeziehungen in der Bedeutung für die Kinder – gerade deren Eltern teilweise ausgefallen sind – wenn wir die ernst nehmen und Betreuungsmöglichkeiten finden, Geschwisterverbände nicht systematisch auseinanderreißen müssen oder einer anderen Organisationslogik unterwerfen müssen, wie wir das auch im Pflegekinderbereich sehr häufig haben, dann zeigt das symbolisiert durch die Abschlusstagung und in den Veröffentlichungen die entstanden sind – in den nationalen und internationalen – zeigt es die Qualität einer eindrucksvollen Forschung, der es gelungen ist, aus der Innenperspektive und der Arbeit innerhalb, auch nach außen hohes Ansehen zu gewinnen.

Ich war skeptisch damals bei dieser Trennung von Fortbildung und dem Institut, das hat mir nie ganz eingeleuchtet. Ich bin gespannt, ob Sie das jetzt wieder stärker aufeinander beziehen können. Wir haben bei dem Geschwisterprojekt den Eindruck, die Karawane zieht weiter, es hat keinen Widerspruch auch zu den Interpretationen gegeben, so nach allem was ich wahrnehme. Aber so richtig bleibt da keiner fortbildungsmäßig am Ball. Und sollte dieser Eindruck richtig sein, wirft das ein paar weitere Fragen auf. Wie machen Sie das, was Sie erarbeitet haben, fruchtbar für Ihre Organisa-

tion und für die Kinder- und Jugendhilfe insgesamt? Das ist wieder die Exportfrage.

Auch das Projekt Pionierinnen im SOS-Kinderdorf ist ebenfalls eine eindrucksvolle Veröffentlichung. Ich weiß nicht, ob die gedacht war für den Inner-SOS-Dialog. Aber sie wird außerhalb wahrgenommen und diskutiert und öffnet Anschlüsse an allgemeine gesellschaftliche Debatten und Entwicklungen. Weil, dass Hermann Gmeiner nicht alle alleine betreut hat und auch nicht die einzige Quelle aller wichtigen Ideen war, sondern dass es da auch wichtige Frauen gegeben haben muss und gegeben hat – wie wir jetzt wissen und die wir in der Veröffentlichung kennenlernen können – das ist doch völlig klar. Wenn man das nicht wüsste und auch sagen würde, würde man sich ja richtig lächerlich machen. Mann würde sich lächerlich machen und Frau würde es ja sowieso wissen, dass es anders sein muss, dass die Organisation es aber nicht wissen will.

Aus großer Ferne habe ich die Aufarbeitung der Gewaltprobleme betrachtet, die Sie in Ihrem Bereich hatten – als eine von vielen stationären Einrichtungen, die davon durchgeschüttelt worden sind. Da besteht manchmal die Gefahr, die Überbringer der Botschaften für die Botschaften verantwortlich zu machen. Man weiß, dass durch solche Untersuchungen auch viel Verbitterung ausgelöst werden kann. Es ist verführerisch, sich davor zu drücken. Also das kenne ich aus unterschiedlichsten Organisationen, wie schwierig das sein kann. Aber sich vor dieser Frage letztlich nicht zu drücken, sondern sie sich zuzumuten und dabei vielleicht auch manche zu verlieren aus dem inneren Kreis, die sagen – wenn Ihr so schreiben lasst oder wenn das so in der Welt steht, dann distanzieren wir uns von euch – dann ist das ein schwieriger, bitterer, mühsamer Prozess, aber einer, von dem man genau vorhersagen kann, auf Dauer wäre man um den auf keinen Fall herumgekommen.

Und jetzt wieder in anderer Weise, in einem angenehmeren Blick auch auf die Zukunft – wenn so ein Institut wie F&E in der Lage ist, die Perspektiven, die Themen die in der Fachdiskussion

außerhalb von SOS eine Rolle spielen, auch die Tiefenströmungen, die es in den gesellschaftlichen Diskussionen gibt, von den Genderfragen bis zu den Migrationsfragen über das gesamte Feld hin – wenn Sie sie nach innen transportieren, nicht nur in das gemütliche Wohnzimmer der Organisation und dort nicht nur Freude auslösen, sondern manchmal auch genervte Reaktionen vielleicht erleben, und sich das zuzumuten – dann haben Sie den großen Vorteil, dass Sie nicht in die Lage einer totalitären Organisation kommen, die eine ganze Zeit versucht sich abzukapseln und schließlich doch erwischt wird von der Welt, die sie lange Zeit außen vor gelassen hat und vor der sie sich abgekapselt hat.

Und Sie haben viele Belege der Forschungsprojekte, die Sie durchgeführt haben und der Tagungen, die Sie durchgeführt haben – das ist ja an anderer Stelle heute schon so deutlich geworden, wo sozusagen der Import und der Export zugleich stattgefunden haben.

Und der Dank der Organisation in diesem Punkt lautet dann oder müsste lauten: Vielen Dank, dass Ihr uns manchmal nervt mit diesen Dingen, die Ihr an uns herantragt und die doch zunächst gar nicht gut zu uns passen und wo wir misstrauisch sind, ob das nicht Zeitgeistzeug ist, das wir gar nicht brauchen und das wir gerne übersehen. Und Sie können dann der Organisation vermitteln, dass sie sich nicht weiter abkapselt oder in eine neue Abkapselungssituation gerät, sondern dass sie in der Dankbarkeit für das Nerven den Sinn der Irritation sieht und die dann die besonderen Leistungen, die eben in der nicht abgekapselten Organisation entwickelt werden, auch stolz nach außen kommunizieren kann und zeigen kann, weil sie etwas vorzuzeigen hat und weil sie sich an aktuellen Diskursen beteiligt.

Das wünsche ich also F&E: den dreifachen Dank der Organisation für nicht immer bequeme aber unverzichtbare Leistungen – sagen wir mal zunächst für die nächsten 10 Jahre.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Klaus Wolf

30 + 1 Jahr(e) Sozialpädagogisches Institut

1995

1993

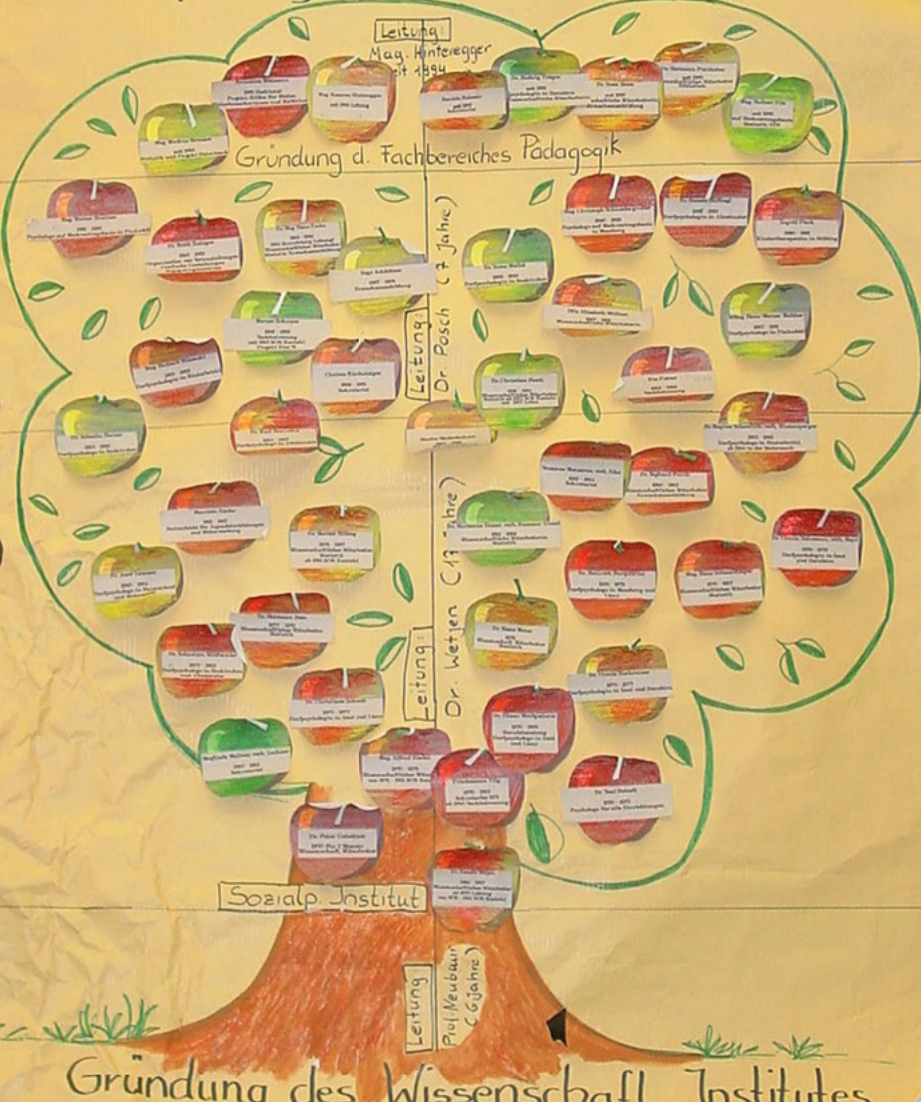
1990

1987

1980

1970

1964



Gründung des Wissenschaftl. Institutes
Prof. Vinzenz Neubauer

Jedem Kind ein liebevolles Zuhause

